

Frauenpolitik ohne Bewegung - wohin bewegt sich die Frauenpolitik?

Cosima Schmitt, taz-Redakteurin, Ressort Inland

„Das „Eva-Prinzip“ als Symptom? – Eine journalistische Betrachtung der aktuellen Debatte; vom „Eva-Prinzip“ bis zum neuen Feminismus

1. Die Eva-Herman-Debatte - Rückzug ins Heimchen-am-Herd-Idyll?

Auf den ersten Blick wirkt es wie ein bedenklicher Trend. Eine ehemalige Tagesschau-Sprecherin ernannt sich zur Mütter-Lobbyistin. Medienpräsident beschwört sie die naturgemäßen Bindung der Frau an Kinderzimmer und Kochtopf. Zeitgleich übt sich ein katholischer Geistlicher in markigen Worten. Der Kitausbau degradiere Frauen zu Gebärmaschinen, wettet Walter Mixa. „Eine solche Familienpolitik dient nicht dem Kindeswohl, sondern ist vorrangig darauf ausgerichtet, Frauen als Arbeitskräftereserve für die Industrie zu rekrutieren“, sagt der Augsburger Bischof. Der natürliche Ort der Mutter, so der Tenor, sei bei ihrem Kind – und nicht im Büro, geschweige denn auf dem Chefsessel.

Ist Antifeminismus also wieder in? Droht ein millionenfacher Rückzug ins patriarchale Weltbild?

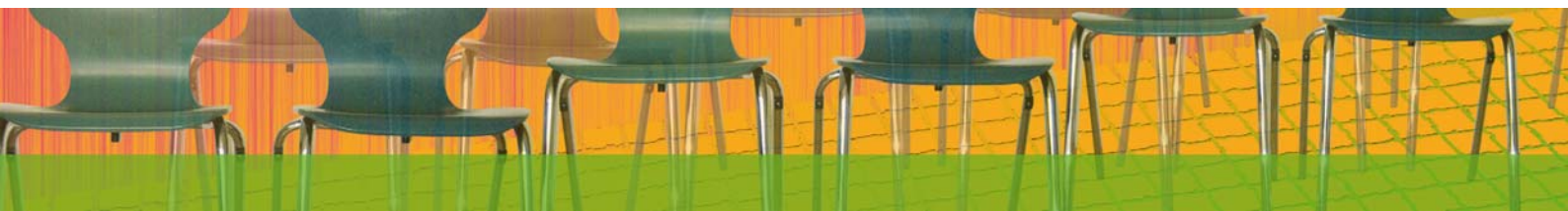
Keineswegs. Es ist kein Zufall, dass sich AntifeministInnen wie Eva Herman und Bischof Mixa gerade jetzt zu Wort melden – und dass sie gerade jetzt Gehör finden. Sie treten in einer Zeit auf, in welcher der Feminismus Wirkung entfaltet. Viele frauenpolitische Forderungen sind im Mainstream angekommen. Selbst in der CDU verliert das traditionelle Hausfrauenmodell an Rückhalt. Die Partei hat erkannt, dass mit einem Leitbild „Hausfrau und Mutter“ zwar an manchem Stammtisch punkten kann. Die junge, gutqualifizierte Großstädterin aber erreicht sie so nicht. Auch manche CDU-Wählerin fragt sich, warum sie sich um Einserdiplom und Dokortitel bemüht hat – wenn sie ihren Intellekt fortan nur noch zum Memoryspielen braucht.

Die Fortschritte zeigen sich an vielen Fronten. Ein Frau kann Kanzlerin oder französische Präsidentschaftskandidatin werden. Selbst in DAX-Unternehmen werden vereinzelt Frauen in Führungspositionen gesichtet. Und mancher Mann sitzt lieber mit Förmchen und Schaufel am Sandkastenrand als mit Krawatte und Anzug im Büro. Als Vater auf dem Spielplatz zwar nach wie vor eine Seltenheit. Ein belächeltes Kuriosum aber ist er nicht mehr.

Wie aber passen diese Tendenzen zum Wirbel um Eva Herman? Ihre Retro-Thesen stoßen auf Interesse, gerade weil sie so aus der Zeit gefallen wirken. Je fortschrittlicher die Gesellschaft ist, desto eher gelingt es, mit reaktionären Aussagen zu provozieren.

Eva Hermans Mutterglück-Thesen bescheren zwar ihrem Verlag gute Auflagen – und manchem Sender gute Einschaltquoten. Die Realität aber spiegeln sie nicht. Hermans Erfolg ist auch ein Ergebnis der Medienbedürfnisse: Wie langweilig wäre manche Talkshowrunde, wenn alle Teilnehmer nur moderne, abgewogene Ansichten äußern würden. Und wie schlecht wäre es um die Zuschauerzahlen bestellt.

Das bedeutet natürlich nicht, dass niemand dem „Eva-Prinzip“ etwas abgewinnen könnte. Herman schmeichelt dem Selbstwertgefühl eines Teils einer Frauengeneration: Jenen Mütter, die Kinder hüteten, am Kochtopf standen, auf einen eigenen Job verzichteten – und sich jetzt vielfach mit einer kleinen Rente haushalten müssen. Sie haben oft erlebt, dass ihnen die Familie



Frauenpolitik ohne Bewegung - wohin bewegt sich die Frauenpolitik?

all das Putzen, Waschen und Kinderkutschieren nicht dankt. Nun müssen sie fürchten, dass ihr Lebenswerk auch gesellschaftlich entwertet wird. Sie erfahren, dass ihr Verzicht vielleicht gar nicht nötig gewesen wäre. Dass es Kindern nicht schadet, wenn sie ein paar Stunden am Tag unter Obhut einer Kitaerzieherin spielen. Auf einmal werden Lebensentwürfe in Frage gestellt. So verwundert es nicht, dass Eva Hermans Thesen auf manches Kopfnicken stoßen.

Das heißt aber noch lange nicht, dass Herman deshalb die Sprecherin einer breiten Masse wäre. Nicht nur Herman selbst hat ja im wahren Leben die Karriere einem Dasein als Ganztagsmutter vorgezogen. Auch die junge Generation hegt meist andere Pläne. Eva Herman behauptet zwar, mit ihren Thesen die „schweigende Mehrheit“ zu vertreten. Die schweigende Mehrheit aber lehnt dankend ab. In Umfragen bekundeten drei von vier Deutschen, sie hielten die Ansichten der Eva Herman für überholt.

Ein ähnliches Bild übermitteln die Politdebatten der vergangenen Wochen. Symptomatisch etwa waren die Diskussionen auf dem „Krippengipfel“, dem Treffen von Bund, Ländern und Kommunen zum Ausbau der Kinderbetreuung. Die Experten stritten nicht mehr, ob der Kitaausbau überhaupt notwendig ist. Sie debattierten alleine das Wie. Im Zentrum stand die Frage, wer die vielen neuen Krippen bezahlen soll – und wie sie ausgestattet sein müssen, um das wohlbehütete wie das benachteiligte Kind optimal zu fördern.

Auch Walter Mixa steht recht alleine da mit seiner „Gebärmaschinen“-Rhetorik. Unlängst erst beteuerten seine Bischofskollegen bei einer Vollversammlung: Mixa vertritt eine Nischenmeinung. Mehrheitlich unterstützen wir den Kitaausbau.

So sind die Thesen eines Bischof Mixa und einer Eva Herman keine Bedrohung für den Fortschritt. Sie lassen sich vielmehr als Aufbäumen einer zum Untergang verdammt Spezies deuten. Das Patriarchat wetzt noch einmal seine Krallen. Es poltert noch einmal los – gerade weil es allmählich in der Bedeutungslosigkeit versinkt. Mixa, Herman und Co zwingen Frauen, sich zu positionieren. Sie stärken das Bündnis derer, die sich von solchen Thesen abgrenzen wollen. So tragen gerade die Heimchen-am-Herd-Verfechter zur Konjunktur einer anderen Strömung bei, die seit gut einem Jahr diskutiert wird: der „neue Feminismus“.

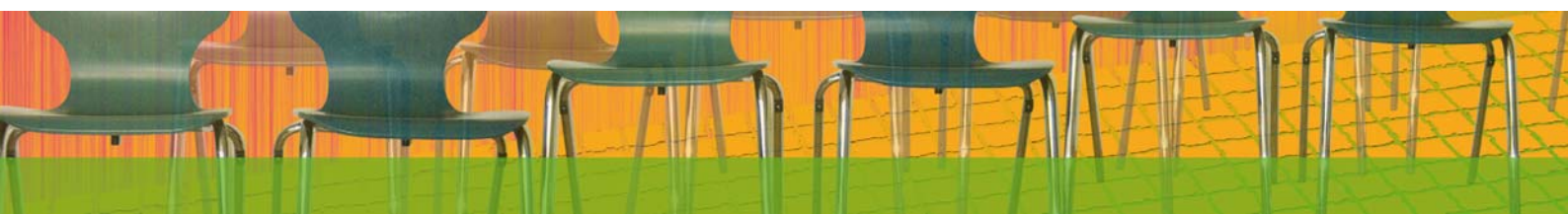
Die jungen Frauen und der Feminismus

„Die Frau gehört nicht an den Herd. In den Fünfzigern machte das ja noch Sinn. Aber heute gibt's doch Mikrowellen und Tiefkühlpizza“ (Madeleine Wiese, 26 Jahre, Studentin in Dresden, über das „Eva-Prinzip“.)

„Feminismus? Damit habe ich nichts am Hut. Da denke ich an Alice Schwarzer. Dass die Frauen stärker sein müssen als die Männer und so 'nen Quatsch.“ (Wiese)

„Emma? Nie gehört. Alice Schwarzer? Die kenne ich. Die beharrt immer so auf ihrer Position. Wenn die nicht aufpasst, wird die mal ein ganz einsamer Mensch.“ (Sandra Lehmann, 17 Jahre, Schülerin aus Berlin)

Diese Zitate, einem taz-Dossier vom 8. März 2007 entnommen, sind zwar nicht repräsentativ. Doch sie geben einen Einblick, wie junge Mädchen heute zum Feminismus stehen – und wo die Chancen und Probleme liegen.



Frauenpolitik ohne Bewegung - wohin bewegt sich die Frauenpolitik?

Jahrelang hatte Feminismus in Deutschland einen miserablen Ruf. Feminismus galt als unsexy und uncool, als Anliegen frustrierter Mittsechszigerinnen mit Batikshirt, Jutetasche und unrasiertem Achselhaar. Die jungen Frauen amüsierten sich über Frauencafés, Frauenbuchläden oder Frauenreisen. Sie störten sich an einem Feminismus, der, zumindest nach landläufiger Ansicht, den Mann eher als möglichen Aggressor denn als Verbündeten sieht. Anders als in den USA konnte sich keine neue Welle des Feminismus formieren – auch weil die Position der Feministin in der Öffentlichkeit stark von der Person Alice Schwarzers besetzt ist. Es mangelte an inhaltlicher Vielfalt und an jungen Vorbildern.

Neuerdings aber zeichnet sich ein Wandel ab. Die Girlie-Generation ist aufgewacht. Lange dachte sie, dass sie um Gleichberechtigung nicht mehr kämpfen muss. Nun aber erlebt sie, wie der Unikollege auf einmal als Chef vor ihr sitzt. Sie fahren zum Babyschwimmen, während der Partner auf dem Golfplatz mit den Kollegen networkt. Finden sie endlich eine Kita, kann die ihnen nur einen Halbtagsplatz anbieten.

Die Erfahrungen, benachteiligt zu sein, hat sich im Lebenslauf der jungen Frauen nach hinten verlagert. Sie sind im Schnitt besser in der Schule als ihre Brüder. Sie dürfen auch Physik oder Informatik studieren. Erst jenseits der Dreißig bemerken sie überrascht, wie unfair die Karrierechancen auch heute noch verteilt sind.

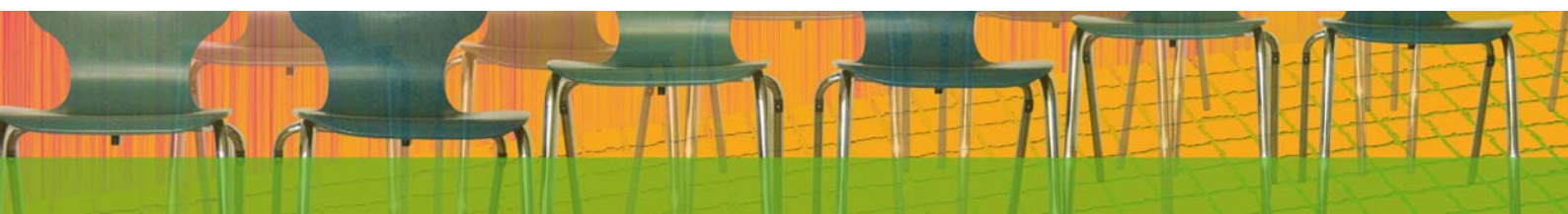
So erleben wir, wie zumindest das Nachdenken über Feminismus wieder populär wird. Auf einmal fragen sich junge Frauen: Haben wir die Emanzipation verspielt? Auf einmal gilt es auch in den Medien wieder als chic, Feminismus auf die Titelseiten zu setzen. „Wir brauchen einen neuen Feminismus“ forderte unlängst die „Zeit“. Selbst FDP-Politikerin Silvana Koch-Mehrin fühlt sich berufen, eine „Streitschrift für einen neuen Feminismus“ zu verfassen. Das Label „Feministin“ gewinnt an Akzeptanz – in vielen Lagern.

Viele jungen Frauen ahnen, dass Feminismus womöglich doch kein verstaubtes Anliegen sein könnte – sondern hochmodern. Sie sind sensibilisiert für Geschlechterfragen. Deshalb wollen sie aber noch lange nicht Teil einer Bewegung sein. Die 28-jährige Susanne Klingner, die sich selbst als Feministin versteht, hat das in einem taz-Gespräch einmal so ausgedrückt:

„In meiner Generation ist eine politische Bewegung erst mal per se uninteressant. Wichtig sind Frauen wie Charlotte Roche, die cool ist, super aussieht und schlaue, feministische Sachen sagt. Wir Jüngeren denken erst mal darüber nach, wie wir unser eigenes Leben zusammenbasteln können. Wir wollen nicht gleich die Gesellschaft verändern.“

Die jungen Frauen möchten keine Visionen entwerfen und keine neue Gesellschaft schaffen. Sie wünschen sich pragmatische Lösungen für den Alltag. Sie wollen eine Kita für ihr Kind. Sie wollen einen Mann, der auch Windeln wechselt. Sie wollen einen Job, der sie fordert – und der ihnen genug einbringt, dass sie sich auch mal die Studienreise durch Mexiko leisten können. Ihre Vorbilder finden sie eher in Medien und Popkultur als in Politik und Wissenschaft.

Vieles bleibt dabei auf der Strecke. Oft gerät in Vergessenheit, dass Frauenpolitik mehr ist als Familienpolitik. Dass Gleichberechtigung mehr braucht als einen allzeit verfügbaren Kitaplatz. Und dass es auch strukturelle Reformen braucht, um individuelle Probleme zu lösen.



Frauenpolitik ohne Bewegung - wohin bewegt sich die Frauenpolitik?

Das Label „Feministin“ beginnt gerade erst, seinen Schrecken zu verlieren. Susanne Klingner formulierte das so:

„Wenn ich jemanden auf einer Party kennenlerne, erzähle ich bestimmt nicht als Erstes, dass ich Feministin bin. In Amerika sagen junge Frauen: 'I'm proud to be a feminist'. Hier zeigen alle mit dem Finger auf einen und sagen: Uäh, die ist Feministin. Das soll anders werden. In zehn Jahren soll es heißen: Cool, die ist Feministin“.

Viele richtige Fragen sind gestellt, das Bewusstsein wächst. Aber noch hat sich keine Gruppierung formiert, die umfassend das Erbe der Alice Schwarzer antritt.

